Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 100 (1974)
Heft: 7

Rubrik: Die Seite der Frau

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

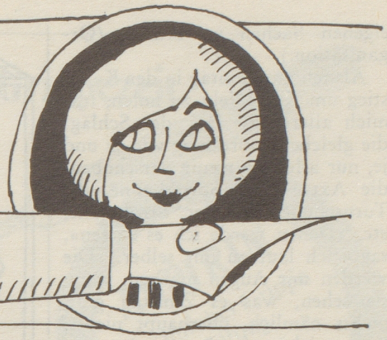
Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 04.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Seite der Frau



Muss die Frau hinaus?

Ich meine: ins feindliche Leben, da wo früher nur der Mann musste, indes die züchtige Hausfrau ... Aber das Lied von der Glocke haben Sie ja in der Schule auch gehabt. Dass fast alle ledigen Frauen hinaus müssen, hat sich herumgesprochen. Ich meine die, die Kinder und einen Mann haben, der für sie «hinausgeht». Sollen die hinaus? Im Prinzip nein. Ausser, wenn sie wollen. Aber selbst dann – die Männer sind in vielen Fällen «dagegen», nämlich in den Fällen, wo sie genügend verdienen oder eine Erbin geheiratet haben. Für die Frau ohne eigene Mittel und dafür mit kleinen Kindern ist es nicht leicht.

Die Wogen gehen wieder einmal hoch, was das Thema anbelangt. Sie haben sogar bereits ins Fernsehen eingegriffen. Zum Teil etwas dümmlich. (Ich meine, die Wogen.)

Früher war das betreffende Thema tabu, vielleicht, weil es noch kein Fernsehen gab. Die Frauen gingen zwar arbeiten, aber nur da, wo sie unbedingt mussten, nämlich vor allem in Industriearbeiterkreisen, wo der Lohn des Mannes einfach nicht ausreichte. Was mit den Kindern geschah, erzählt uns die Statistik nicht. Sie sagt uns nur, dass die Zahl der arbeitenden Mütter grösser war als heute. Heute – wenigstens noch im Moment – sind die Löhne bedeutend höher (die Ausgaben auch). Und die Frau eines Arbeiters muss nicht unbedingt mitverdienen. Sie tut es aber in vielen Fällen doch, weil sich damit ein bisschen Luxus und vor allem auch eine bessere Ausbildung der Kinder erzielen lässt.

Für die Frauen, die ein Heimleben vorziehen, soll man auch nicht ewig predigen, noch in der Industrie «werben». Von ihnen sind viele der Meinung, das Arbeiten ausser Haus sei nun einfach das «feindliche Leben» schlechthin (klar, wenn es schon Schiller sagt). Gar so feindlich ist dieses Leben aber nicht. Auch gibt es Männer genug, die uns ein Plätzchen an der Sonne nicht missgönnen, – mit oder ohne Sonnenstoren.

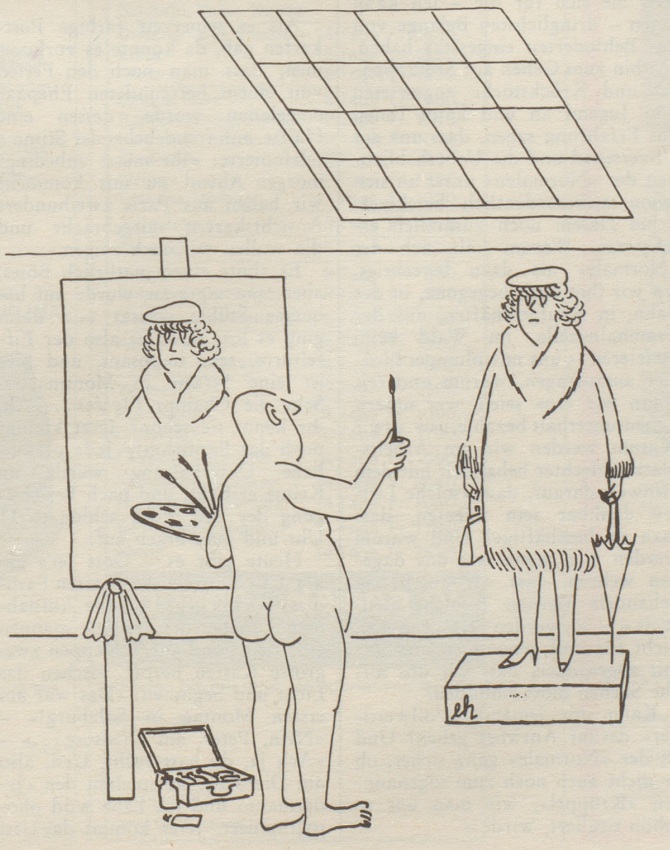
In der vorhin erwähnten Fernsehsendung gab es Frauen, die – offenbar ganz aufrichtig – sagten, sie machten die Hausarbeit mit Freuden und seien überhaupt gern zu Hause. Denen soll man es nicht verleiden. Nur sollen sie dann, wenn die Kinder gross sind, nicht am laufenden Band klönen über Langeweile und Einsamkeit, sondern aus ihrem behaglichen Intérieur-Alter das Beste herausholen. Im Durchschnitt sind sie äusserlich besser erhalten als die Berufstätigen, aber geistig sind die letzteren vielfach beweglicher geblieben.

Wie immer, die Hauptsache scheint mir, dass so viel als möglich die Frau selber entscheiden soll, was für sie das bessere Teil wäre. Früher wäre dieser Entscheid den meisten abgenommen worden, wenigstens in den sogenannten «bürgerlichen Kreisen». Die Frau «gehörte ins Haus» und wollte meist auch gar nichts anderes. Dabei gab es damals so viele anspruchslose Kindermeitli und -frauen, die natürlich gleichwohl Arbeit genug fanden. Was dann die Frauen taten, die mit Dienstmeitli (so hiess das damals) *und* Kindermeitli ausgerüstet waren, weiss ich nicht so recht. Wahrscheinlich waren sie mondän, was das immer heissen möge.

Jetzt, wo so ein Kindermeitli ein Gottessegen sein könnte, gibt es keine mehr, und dies bedeutet ein ernstliches Handicap für die Frau, die gerne aus irgendeinem Grunde wenigstens eine Halbtagsstelle ausser Haus annehmen würde. Aber wenn die Kinder noch sehr jung sind, ist da von einem freien Entscheid nicht die Rede.

Hingegen frappiert es mich immer wieder, dass auch heute noch viele Frauen, die einen Beruf gelernt und ausgeübt haben, sich nicht energisch zur Wehr setzen für Kindergärten, die die Kinder aufnehmen, bevor diese das Heiratsalter erlangt haben.

Also: Entscheidungsfreiheit für Frauen, die genügend ausgerüstet sind, und die nicht das Geburtstagsgeschenk des Ehepartners mit dessen Geld finanzieren mögen, überhaupt für Frauen, denen eine gewisse finanzielle Unabhängigkeit unendlich wichtig ist. *Bethli*



Organisation und Konsequenz ist alles

Bekannte von uns haben einen Keller, der so hübsch hergerichtet und so adrett aufgeräumt ist wie bei uns das Wohnzimmer, – wenn Besuch kommt. Es schlägt mir jedesmal aufs Gemüt, wenn ich denselben zu Gesicht bekomme. Unser Keller nämlich sieht aus, als habe jedes Familienmitglied alles dort fallen lassen, wo es gerade stand. Als letzthin der Chemifäger kam, musste ich mich so genieren, dass ich beschloss, wieder einmal energisch die Sache an die Hand zu nehmen. Ich läutete der Freundin an und fragte sie geradeheraus, wie sie es nur mache, einen Keller zu haben wie einen Empfangsraum neben drei Kindern und Hund und Katz. Ich liess mir sagen, alles sei lediglich eine Frage der Organisation und der Konsequenz: jedes Mitglied der Familie räume seine speziellen Sachen auf und basta. Aha! So einfach, gewusst wie!

Beim Mittagessen wartete ich, klug, wie ich geworden bin, den schwarzen Kafi ab und sagte dann, unserer Sauordnung im Keller komme *ich* allein nicht mehr bei. Man müsse sich ja zu Tode schämen, wenn man an den Keller von s'Dingses denke, wo alles so schön an seinem Platz sei. Bei uns hingegen sehe es aus wie vor oder nach einer Züglete, man finde nichts, ganz abgesehen vom ästhetischen Anblick usw. usf. Man schaute mich leicht amüsiert an und meinte, wer sich wegen einem Keller zu Tode schäme, sei selber schuld. Und gottlob seien wir nicht s'Dingses, sondern wir. Nichts sei steriler, als so ein unangenehm aufgeräumter Keller, ja, das komme einem geradezu verdächtig vor. Aber ich gab nicht auf (Konsequenz) und erreichte zu guter Letzt doch noch, dass alle versprachen, am nächsten Samstag ihre

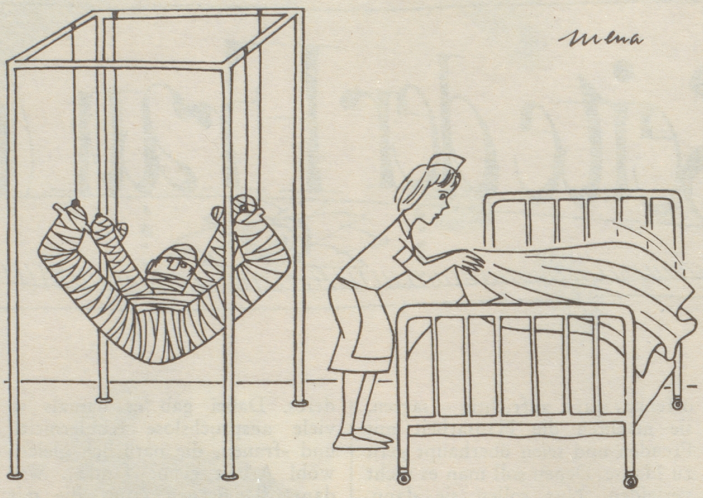
eigenen Sachen zu ordnen. (Organisation.)

Als ich am Montag in den Keller stieg um Kartoffeln zu holen, traf mich allerdings fast der Schlag: die gleiche Sauordnung wie eh und je, nur alles ein wenig verschoben: die Axt in der Spritzkanne, die Turnschuhe auf der Strohwolle, etc. «Denen werde ich es zeigen», sagte ich laut zu mir selber. «Die werden mir Augen machen, wenn sie sehen, was es Zmittag gibt, nichts nämlich, überhaupt nichts, bevor nicht aufgeräumt ist!»

Mit einem schadenfrohen Lächeln stieg ich die Kellertreppe wieder hinauf (ohne Kartoffeln) und malte mir die Gesichter meiner Bösen aus: Einmal das leicht leidende des Mannes, das spöttische der Tochter und dann das freche, kampffreudige des Sohnes. Und automatisch führten mich meine Schritte zum Besenschrank. Ich drehte den Schlüssel und griff ohne zu wollen nach Kessel, Strupper und Scheuerlappen, kehrte lautlos in den Keller zurück und fing an einem Ende an zu putzen und zu baggern. Als ich fertig war, war es auch Mittag, gerade noch Zeit, um beim Beck Käse- und Zwiebelwähen zu kaufen. Als diese auf dem Tisch standen, kamen auch schon Vater und Kinder daher, laut schwatzend, bester Dinge, hatten nichts bemerkt und stapften mir doch durch den frischgeputzten Keller.

Nur der Vater sagte: «Au fein, es gibt wieder einmal Wähen, du hast recht, dass du dir ab und zu einen schönen Vormittag machst.»

Ich war viel zu erschöpft, um etwas zu entgegnen, – aber es wurde auch gar keine Entgegnung erwartet. Suzanne



Warum werden wir abschätzig behandelt?

Liebe Frau Erika! Meine Zuschrift zu Ihrem Artikel «Solche Leute ...» (Frauenseite Nr. 48/1973) kommt leider spät, da der Nebi auf Umwegen an mich gelangt. Aber ich muss Ihnen trotzdem noch herzlich dafür danken, dass Sie sich für die – ich kann sagen – dringlichsten Belange von uns Behinderten eingesetzt haben. Ich bin zum Gehen auf Stützapparat und Krückstöcke angewiesen von Jugend an und kann Ihnen aus Erfahrung sagen, dass uns der Unverstand und die Ueberheblichkeit der «Normalen» unser an sich schon ausserordentlich beschwerliches Dasein noch zusätzlich erschweren. Warum hält sich der «Normale» als dazu berechtigt, wo wir ihm auch begegnen, in der Bahn, in Kaufgeschäften, auf der Tramhaltestelle, im Wald beim Spazieren –, uns mit plumper Neugier auszufragen, warum und seit wann wir «so» seien, wer unsern Lebensunterhalt bezahle, usw. usw.? Warum werden wir am Arbeitsplatz schlechter behandelt mit dem Hinweis darauf, dass «solche Leute» dankbar sein müssten, dass man sie beschäftige? Und warum werden wir, wenn wir uns dagegen wehren, dass wir abschätzig behandelt werden («solche Leute ...» – so werden wir genannt), nicht für voll genommen und damit abgespiesen, dass wir uns solche Sachen bloss einbilden?

Kann mir jemand «Vollwertiger» darauf Antwort geben? Und ist der «Normale» ganz sicher, ob er nicht auch noch zum sogenannten «Krüppel», wie man uns so schön tituliert, wird?

Liebe Frau Erika, im Grunde wäre ich sehr froh, wenn mein Artikel veröffentlicht würde. Die Geisteshaltung unserer Umgebung bringt es tatsächlich noch dazu, dass wir – wenn wir noch im Arbeitsprozess stehen – resignieren und vorzeitig zu Rentenbezügern werden. Was sagt aber «Herr Schweizer» dazu, wenn IV-Beiträge und Steuern immer höher werden? Man sollte es den «Normalen» zu bedenken geben. Friedi

Ja, liebes Friedi, aber auch den Behörden, die sich wenig um Behinderte kümmern und z. B. nicht bei Unterführungen etc. Rolltreppen bauen und das Einsteigen in Bahnen und Trams erleichtern. B.

Besuch mit Unterhaltung

Als es seinerzeit farbige Postkarten gab, da konnte es vorkommen, dass man nach den Ferien von einem befreundeten Ehepaar eingeladen wurde, dessen eine Hälfte mit freudebebender Stimme telefonierte: «Ihr müsst unbedingt morgen Abend zu uns kommen; wir haben aus Paris zweihundert Ansichtskarten mitgebracht und die wollen wir euch zeigen.»

Es ahnte einem natürlich Böses, aber man sagte zu, wurde auf bequeme Stühle gesetzt und dann ging es los: «Das ist also der Eiffelturm, sehr imposant, und hier ist eine Strasse in Montmartre. Seht die Champs Elysées ... Ah, ihr kennt sie schon? Jetzt kommt noch das Panthéon!» Jede persönliche Unterhaltung wurde im Keime erstickt, und nach Besichtigung der 200 Stück schlug es 11 Uhr und man brach auf.

Heute gibt es – Gott sei's geklagt – anstelle der Karten Farbdias. Nichts gegen schöne Aufnahmen ... Aber die Freunde spannen eine Leinwand auf, schleppen zwei grosse Kästen herbei, löschen das Licht und beginnen: «Das war am ersten Montag in Salzburg!» – «Nein, Peter, am Dienstag ...» – «Ach ja, du hast recht, Ursi, also am Dienstag: sie spielten den ‹Jedermann› und ich habe wild photographiert. Jetzt kommt das Ursi am Giselakai, ein wenig verwakkelt, aber man sieht doch das neue rote Sommerkleid. Und hier sind Hotelbekannte, Herr und Frau Gruber ...» – «Nein, Peter, nicht die Grubers, keine Rede, sondern die Mosers, die an unserm Nebentisch sassen. Auf dem Bild dreht sie uns leider den Rücken zu, aber sie war eine ausgesprochen hübsche Frau.» – «Jetzt seht ihr das Landschaftsbild; ist es mir nicht gut gelungen? Die schönen Wiesen und alles ...» Der erste Kasten ist gegen 10 Uhr leer; er wird ersetzt durch einen zweiten, wieder mit 100 Dias.

«Das ist, glaube ich, eine Gasse in Wien, da waren wir am zweiten Wochenende ...» – «Aber nein, Peter, erst am vierten, du verwechselst auch alles.» Peter plätschert weiter, bis es elf Uhr schlägt. Kein persönliches Wort war bis jetzt gewechselt worden, aber die Dias – in den Augen der Gastgeber – ersetzten alles.

Die Ansichtskarten waren eine Katastrophe, aber die Dias sind – nach dem 220. Bild – ebenso langweilig. Wir sind gewitzigt, und wenn wieder die freudebebende Stimme mit der Einladung zum Dias-Abend ertönt, sagen wir hastig, wenn auch nicht wahrheitsgemäss, wir bedauerten es sehr, aber das Datum sei schon anderweitig besetzt. Leider! Nicola

Cassinette ist gesundheitlich wertvoll durch seinen hohen Gehalt an fruchteigenem

Vitamin C

Ein OVA-Produkt